Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. VI. Juny-Heft 1825. Alte Nummer XVIII.

Pompeji.

Wohl muß es dem aufmerksamen Beobachter auffallen, wie man Pompeji's Schätze so lange begraben lassen konnte, nachdem bereits in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts — im Jahre 1663 — ein Haus davon entdeckt ward; doch zu jenen Zeiten achtete man das Studium der Antiken nur gering, wenigstens beschäftigte es nicht so, wie gegenwärtig, die allgemeine Aufmerksamkeit.

Der Zufall, der bei Pompeji's Wiedererstehen, wie bei so Manchem in der Welt, seine Rolle spielte — fügte es glücklicherweise, daß die im Jahre 1755 zuerst begonnenen Nachgrabungen gerade die Straße enthüllten, die zu dem Thore der Stadt führte. Bald stand man vor demselben; drei Oeffnungen bilden den Eingang — die mittlere für die Wagen ist die breiteste; zwei ungleich schmälere, für die Fußgänger bestimmt, befinden sich auf beiden Seiten. Ohne Zweifel war dasselbe einst mehr verziert, als man gegenwärtig wahrnimmt; denn noch sieht man, unfern von demselben, Säulenschäfte, Kapitäler, selbst sehr schön gearbeitete Karnieße, auf dem Boden zerstreut umherliegen.

Eine mit großen, breiten, unregelmäßig behauenen Quadern gepflasterte Straße, zu beiden Seiten mit einem Trottoir versehen, führt zur Stadt. Der Sitte jener Zeit gemäß befinden sich rechts und links der Straße, der Verstorbenen letzte Wohnungen.

Unfern dem Thore selbst, trifft man große halbzirkelförmige, von Löwenklauen getragene, steinerne Bänke an. Hier versammelten sich des Abends die Greise der Stadt, um die öffentlichen Angelegenheiten

zu besprechen. So finden wir in Homers Gesängen den alten Priam nebst andern Greisen vor Troja's Thore sitzend, um die Schlacht zu beobachten, die in der Ebene Statt fand. Auf dem Rücken eines dieser Sitze liest man mit schönen anderthalb Palmen großen Buchstaben folgende Inschrift: Mammiae P. F. Sacerdoti publicae locus sepulturae datus decreto decuriorum. Diese Mammia muß bei des Ortes Bewohnern ein gewisses Ansehen genossen haben; ihr unfern von diesem Sitze befindliches Grabmal war groß, mit einer Mauer umgeben, und scheint zwei Stockwerke gehabt zu haben. Eine große Menge irdener Masken, ziemlich ähnlich den tragischen, umgeben mit weinerlich verzerrten Gesichtern das Grab. Fast alle diese Gräber waren von Volke Personen gewidmet, die einst öffentliche Aemter bekleideten. Hier gewahrt man in einer Umfassung Triclinium — um einen Tisch gemauerte Bänke — wo zu der Hingeschiedenen Ehren Opfer und Trauermahle gehalten wurden; dort zeigt sich des Allajus Libella Grab in Form einer geschmackvollen Ara. Da fesselt das reichverzierte Denkmal des Minutius Faustus und der Scaevoleia das Auge des Wanderers. Wie zart ist das Basrelief, auf dem man diese Frau in einer von Trauergenien gezogenen Barke sieht. Nicht minder anziehend ist jenes Grabmal in eines Thurmes Form erbaut. Noch erkennt man im Innern, in den verwischten Gemälden, die Spuren einiger Delphine — der Seligkeit Sinnbild bei den Alten. Auf ihren Rücken gelangten die Schatten nach den Inseln der Seligen.

Neugierde, Liebe zum Alterthume, oft auch Hab- und Gewinnsucht, haben die Ruhe dieser stillen Wohnungen irdischer Ueberreste gestört — enthüllte Mauern, aufgebrochene Gräber, beschädigte Verzierungen, sprechen laut von der Vergänglichkeit irdischer Größe zu dem Wanderer. Selbst der Staub der hier schlummernden Wesen, einst der Stolz und die Zierde ihrer Mitbürger, ist nicht mehr vorhanden. Unwillkührlich dringt sich bei Betrachtung dieser Gräber die Frage auf: mußte denn auch diese letzte Zuflucht durchstört werden? Vermochte alles, in und um Pompeji Gefundene, nicht genug Kunde von der unglücklichen Stadt und ihrer Bewohner Treiben und Wesen zu geben? Und worin bestanden nun die Schätze der Todten? Aus Aschenkrügen; in vielen gläsernen Vasen. Zwei derselben waren in Blei gefaßt; die eine enthielt ein klares, geschmackvolles Wasser, die andere einen bräunlichen Liqueur, der einen wasserlaugichten Geschmack hatte. War dieses vielleicht der Ueberrest einst wohlriechender Gegenstände; oder hatte man die Asche der Todten und ihre nicht vom Feuer verzehrten Gebeine in diese Urnen gesammelt, und sie dann mit Wasser angefüllt? Ein anderes, erst kürzlich aufgefundenes Grab war mit einer marmornen Thüre verschlossen.

In einer Entfernung von ungefähr 1200 Schritten von der Stadt befindet sich eine völlig ausgegrabene Villa. Haus, Keller, Garten, Alles ist enthüllt, Alles kann man sehen, überall herumwandeln. Eine der Thüren führt zu der oben bemerkten Landstraße, auf der sich gegenüber mehrere Gräber befinden. Nach den Ansichten und Sitten der Gegenwart erscheint eine solche Lage traurig, abschreckend; bei den Alten war dieser Anblick eine Ermunterung, sich des Lebens und seiner Genüsse zu freuen.

Gleich den übrigen Häusern in der Stadt, hat diese Villa ihren Hof, und um denselben einen Säulengang mit kleinen Zimmern. Aber unverkennbar herrschte hier mehr Ausgesuchtes, mehr Aufwand. So gewahrt man z. B. ein halbrundes Zimmer mit mehreren Fenstern, das äußerst angenehm gewesen seyn muß. Unverkennbar ist ein Alkoven und die Stelle, wo das Bett gestanden. Hinter diesem Zimmer befindet sich das Bad. Es bilder eine Art eines ziemlich tiefen in die Erde gesenkten Viereckes, welches mit Puzzolana ausgefüttert ist. In einer der Ecken sind die Stufen, um hinabzusteigen und sich niederzusetzen; das ausserhalb erwärmte Wasser ward durch bleierne Röhren geleitet, welche, ohne daß man es gewahrt, unter dem Fußboden und in die Mauern der übrigen Zimmer gehen. Diese Badezimmer sind vor Allem, ihrer geschmackvollen und sinnigen Einrichtung wegen, sehenswerth. Der Badende konnte hier nach den verschiedenen Graden der Temperatur ein Zimmer wählen, und damit der Uebergang aus der Wärme des Bades — dem Calidarium — zur gewöhnlichen Temperatur keinen Schaden verursachte, sich allmählig für dieselbe vorbereiten, indem er erst in ein mäßig warmes, dann in ein kühleres und endlich sich in das Ankleidezimmer begab.

Aus dem auf die Straße gehenden Stockwerk steigt man mittelst einer sehr kleinen Treppe in einen andern ungefähr ähnlichen Stock, und von da in den viereckigen Garten hinab, der mit einem auf Pfeilern ruhenden Porticus umgeben ist, unter dessen Schatten einst die Bewohner vor den stechenden Strahlen der Sonne Schutz fanden.

Unter dem Porticus befindet sich der geräumige Keller, eines der sehenswerthesten Theile dieser Villa. Man denke sich einen weitlaufigen mit Stucaturarbeiten, ja selbst mit Malereien verzierten Corridor. Sein Licht erhielt derselbe durch kleine an den Fenstern angebrachte Lyken oder Fenster. Er geht ganz um den Garten herum. Wahrscheinlich diente derselbe während der größten Hitze zu einem Spaziergang. Längs der einen Mauer stehet eine lange Reihe Amphoren von gebrannter Erde, worin die Alten ihre Weine aufzubewahren pflegten. Da sie sich in eine Spitze enden, so konnten sie leicht im Sande festgesetzt werden.

Man hat sie gelassen, wie man sie fand, denn sie enthielten statt des Weines — Asche. Sie sind etwas gebogen.

In einer Ecke des Kellers, zunächst gegen eine der Thüren, fand man sieben und zwanzig theils weibliche, theils männliche Gerippe, sämmtlich übereinander gehäuft. Ohne Zweifel war dieses die Familie, welche zu jener schrecklichen Katastrophe dieses Landhaus bewohnte. Alle hatten sich nach diesem Keller geflüchtet. Man hat ihre Gebeine oberhalb des Ortes, wo man sie fand, auf einen Tisch gelegt. Mit einiger Aufmerksamkeit, vermag man noch im Keller den Ort zu entdecken, wo die Lava still gestanden. Der Keller war nicht ganz von derselben erfüllt. Die Unglücklichen, welche sich hierher geflüchtet hatten, wurden daher nicht von derselben begraben, sondern erstickt, gedörrt von dem glühenden Dampf der Lava. Unfern der Gartenthüre fand man den Herrn des Hauses in Begleitung eines Sclaven, in der einen Hand einen vollen Geldbeutel und in der andern einen Schlüssel festhaltend. Der Sclave hatte einen mit kostbaren Gegenständen gepackten Koffer. Sie hatten zu lange gezögert, und wurden wahrscheinlich hier von dem verderblichen Aschenregen ereilt.

Der geschäftige Cicerone versichert, man habe den gegenwärtigen Garten gerade so eingetheilt, wie er ehemals gewesen; ja man habe sogar die Bäume dahin gepflanzt, wo man der alten Wurzeln erkannt. Wenn dieses wirklich ist, so war die Anlage sehr einfach. Er besteht bloß aus langen Rabatten, ohn Verzierungen und ohne Einfassungen. In des Gartens Mitte befindet sich ein viereckiges, mit Puzzolana gefüttertes Wasserbecken, dessen gegen das Haus gekehrte Seite durch eine Art von Halbzirkel unterbrochen wird, in dessen Mitte sich eine einzelne Säule erhebt, deren Zweck schwer zu erkennen ist. Zwei bis drei Fuß von diesem Wasserbehälter befindet sich eine viereckige, etwas über dem Niveau des Gartens erhobene Platteform, fast von der nämlichen Größe wie das Wasserbecken, an deren vier Ecken Säulen stehen. Entweder fanden hier einige mehr zärtliche Pflanzen Schutz und Schirm, oder es war eine Art jener Weinlauben, in denen man sich unterhielt, und die, nach mehreren Inschriften zu urtheilen, bei den Alten nicht weniger in Ansehn standen, als bei unsern Zeitgenossen.

Man glaubt, nach einigen Grabschriften freigelassener Sclaven, die sich ganz in der Nähe befinden, daß diese Villa einem gewissen — Arrius gehört habe. Manche Alterthumsforscher mühen sich, hier Cicero's geliebtes Pompeianum zu finden, von wo aus derselbe nach Griechenland unter Segel ging, um sich zum Pompejus zu geben, nachdem er die ungewissen Anerbietungen der drei zu Pompeji stationirten Cohorten ausgeschlagen.

Doch verlassen wir die einsame Villa und die Behausung der Todten, um durch das vor uns liegende offene Thor nach Pompeji zu gehen. —

Unwillkührlich ergreift den Wanderer ein ernster Schauder; ein trauriges Gefühl bemächtigt sich seiner bei dem Anblick dieser Stadt, die von des Vesuvs Asche gegen die Zerstörungen der Zeit geschützt, trotz ihres hohen Alters, ein jugendliches Ansehen behalten hat. Welch sonderbares Spiel des Geschickes! die nämliche furchtbare Zerstörung, wodurch die Stadt von der Erde verschwand, hat ihre Ueberreste bis auf unsere Zeit geschützt. Wahrscheinlich würde, ohne jenes schreckliche Ereigniß, keine Spur mehr von ihr vorhanden seyn; ihr Name wäre vergessen, wie von so manchem andern, eben so wenig merkwürdigen Ort. Man gewahrt hier manche noch ganz frisch scheinende Spuren von einer Bevölkerung, die doch bereits seit Jahrhunderten von der Erde verschwunden ist; zwar sind die Wohnungen nicht mehr ganz erhalten, — sie haben durch des Vesuvs Ausbruch und das Ausgraben der Arbeiter gelitten, aber sie gewähren nichts weniger als den Anblick von Ruinen. Noch haben sie die sie schmückenden Verzierungen, ein lebhaftes frisches Ansehen, das Pflaster der Staßen trägt die Spur der Wagenräder, aber vergebens horcht das lauschende Ohr nach dem Schall der Pferde und Wagen, die so eben erst hier vor wenig Augenblicken vorübergegangen zu seyn scheinen.

Kein Bewohner erscheint unter den Thüren der öden Häuser; zwar gewahrt man noch deutlich auf den Bänken die Spuren der dort gestandenen Gefäße, aber die Buden selbst sind verlassen und leer. Noch sieht man in den ausgestorbenen Wohnungen die Paradebetten, die marmornen Badewannen von Säulen umgeben; die Wände prangen mit Gemälden von Tänzen und Scenen der Liebe. So tragen diese Ruinen, die für uns als Denkmal eines großen Unglücks dienen, die Spuren von Festen und Vergnügungen. In den Wohnungen der Cohorten, liest man noch an den Wänden die Namen der Krieger; auf den einsamen Plätzen stehen noch die öffentlichen Brunnen, aber sie sind trocken, kein Tropfen Wasser labt den lechzenden Mund. Hätte man diese Oerter nicht der Möbeln beraubt, die man hier fand, noch würden die Kleider der Frauen in den von ihnen bewohnten Zimmern hängen; die Tempel prangen mit den Bildsäulen der Götter und den Gaben, welche das Volk zu ihren Füßen niedergelegt.

So auffallende Erinnerungen müssen ernste Betrachtungen erregen, unaufhörlich denkt man an die gräßliche Begebenheit, die eine ganze Stadt zerstörte, und so viele Personen des Lebens beraubte. Und wie gering erscheinen diese ihnen vom Vulkan geraubten Lebenstage, im Verhältniß des ungeheuren Zeitraums, der sie von uns trennt! Nur wenig Jahre

später, und Alle, die hier so plötzlich ihr Grab fanden, hätten nach der Natur gewöhnlichem Gang ihre irdische Laufbahn vollendet.

Nur allein das Geräusch der Arbeiter, der Hall der Fußtritte einiger Reisenden beleben diese Stätte des Todes; Geschöpfe des neunzehnten Jahrhunderts wandern in den Straßen, die noch vor Augustus Regierung erbaut wurden: unter dem Säulengange eines römischen Senators ruhen wiederkäuend die Ochsen der an den Kreuzstraßen ihr mäßiges Mittagsmahl verzehrenden Landsleute; hier folgt bedächtlich eine Gesellschaft Engländer dem abgemessenen Schritten ihres geschwätzigen Cicerone, während dort, unter den dorischen Säulen des Tempels der Isis, in phlegmatischer Ruhe ein Muselmann mit kreuzweis umschlagenen Füßen in den Rauch seiner Pfeife blickt; auf des Circus Stufen sitzt ein Maler aus Philadelphia, seinen Landsleuten das Bild eines römischen Theaters zu versinnlichen; das gastfreundschaftliche Salve! begrüßt von mancher Thürschwelle die Nachkommen von Herrmanns Kampfgefährten, und in den Quartieren, wo einst Roms Legionen wohnten, hausen Neapels Veteranen, deren Obhut Pompeji's Sicherheit anvertraut ist.

Auffallend ist der kleine enge Raum von Pompeji's Wohnungen, im Vergleich mit der Größe und Menge öffentlicher Gebäude. Wie arm an solchen Gegenständen würde eine kleine Stadt unserer Zeit, deren Privatwohnungen ungleich geräumiger und bequemer sind, neben Pompeji erscheinen, und wie kleinlich würden ihre Kirchen, ihre Theater — wenn anders deren vorhanden — da stehen. Diese Zusammenstellung bezeichnet allein schon die Verschiedenheit der Sitten jener Zeit und der Gegenwart; man sieht, wie viel mehr Kraft der Gemeingeist bei den Alten hatte.

An jenem grausenvollen Tage, wo für Pompeji's unglückliche Bewohner die Sonne zum letzten Male aufgegangen, waren — wie man allgemein annimmt — diese im Theater versammelt. Unbeachtet war bis jetzt des Vesuvs Nähe geblieben, unbesorgt um dessen Verderben schwangeres Innere hatten sich schon längst Pflugschar und Hacke seiner Oberfläche bemächtigt. Hatten auch vor diesem Zeitpunkt Eruptionen statt gefunden, so waren sie doch schon so lange vorbei, daß selbst die Sage davon sich unter dem Volke verloren hatte; offen standen Kaufmannsläden und Wirthshäuser; in den Straßen wogte ein fröhliches, lebhaftes Getümmel; da brachen plötzlich jene Naturereignisse herein, die Plinius in seinem Briefe an Tacitus erwähnt. Die Erde bebt von wiederholten Stößen, das tobende Meer schäumt zum Himmel empor, Wellenberge thürmen sich über einander, der Ufer Küsten stehen trocken da; die See scheint sich zusammenzuziehen. Schrecken und Verwirrung

herrschen im Amphitheater. Von des Vesuvs rauchender Spitze erhebt sich eine ungeheure schwarze Wolke, mit furchtbarer Schnelle eilt sie gegen das unglückliche Pompeji und überschüttet es mit Asche und Steinen. Verlassen stehen die steinernen Sitze des Amphitheaters, Alles strömt nach den Tempeln; die Götter sollen helfen, — ängstlich werden ihre Altäre umklammert. Aber Unglück und Verderben verkünden der Opferthiere Eingeweide; die Priester können der tobenden Menge keinen Trost spenden, — niedergedrückt von der mit Schwefel und Asche geschwängerten Luft, fällt der Opferrauch auf die Erde zurück. Die Götter wollen das Verderben der Welt," schreit die verzweifelnde Menge, wohin sollen wir flüchten? Wo können wir uns vor den erstickenden Dämpfen retten, gegen diese brennende Luft schützen, vor den Aschenströmen bergen, die mit jeder Minute höher emporsteigen?" — Die Sonne verdunkelt sich, Finsterniß umgiebt die Flüchtlinge, die sich drängen, verirren. Von allen Seiten ertönt der Verzweiflung Angstgeschrei; trostlose Mütter suchen ihre Kinder unter der Menge; vergebens schreien Andere nach ihren Verwandten; — des tobenden Vulkans Feuersäule allein erhellt diesen Schauplatz des Jammers.

Hier versucht ein Bürger, das Köstlichste seiner Habe zu retten; mit dem Gepäck, daß er in Eile zusammengerafft, will er seine Wohnung verlassen; aber Aschen- und Schlackenhaufen haben bereits die Thüre versperrt — es ist zu spät, für ihn ist kein Ausgang mehr offen. Dort hat sich ein Haufen unvorsichtiger Frauen nach den unterirdischen Behältnißen ihrer Wohnungen geflüchtet, aber bald gebricht ihnen die Luft. Ihre eigenen Ausdünstungen, die sengende Temperatur von aussen, der glühende Aschenguß, der jede Oeffnung verschließt, — der enge Raum füllt sich mit Stickluft, die Unglücklichen drangen sich auf einander, das selbst gewählte Grab umschließt sie. In den Kerkern hat man die Gefangenen vergessen; die Gewölbe hallen wieder von dem schrecklichen Angstgeschrei der Unglücklichen, von dem verzweiflungsvollen Zusammenschlagen ihrer Fesseln, — doch bald verstummt das Klirren der Ketten, langsam verhallt der Angstruf; nur noch hin und wieder dringt ein dumpfes Wimmern durch die bereits überall versperrten Wohnungen — doch auch dieses verstummt bald, und des Grabes grauenvolle Stille, nun von des Vesuvs unterirdischem Donner unterbrochen, deckt die vor wenig Minuten noch so geräuschvolle Stadt. Fanden jene, die schnell genug die Grabesstadt verließen, Heil und Sicherheit auf den Feldern, die ein — bis Rom sich verbreitender Aschenregen verwüstete, der selbst Misene's Bewohner für ihr Leben besorgt machte? Ach, für diese unglückliche Gegend ging am folgenden Morgen keine Sonne mehr auf. Pompeji war verschwunden. Ihre Strahlen beleuchteten nur einen un-

geheuren schwarzgrauen Grabeshügel. Glücklicher waren die Bewohner von Herkulanum gewesen. Sie vergrub kein sengender Aschenregen, sie konnten bei der Annäherung des glühenden Lavastromes ihre Wohnungen und die Stadt verlassen!

Mehr den sechszehn Jahrhunderte verflossen seit jener Begebenheit bis zu dem Zeitpunkt der Wiederentdeckung dieser Städte. Auf der Hülle von Herkulanum standen zwei Ortschaften und ein Pallast; Felder und Meierhöfe lagen oberhalb Pompeji; die Bewohner traten, ohne es zu ahnen, die Denkmäler altrömischer Pracht und Verschwendung mit den Füßen. So ändern die Scenen des Lebens. Noch wachsen Pappeln und Obstbäume, mit Weinranken durchschlungen, auf den unaufgegrabenen Theilen Pompeji's. Nach und nach verschwinden, unter den Grabscheiten der Arbeiter, die Bohnenbeete, Felder mit türkischem Waizen besetzt, blühende Wiesen. Die Bäume fallen um; der Glanz dieser Gegend verlischt. Der Schauplatz ländlicher Spiele, Vergnügen und Arbeiten verschwindet, um einer achtzehn Jahrhundert alten Stadt Platz zu machen. Der Landmann, der sein Feld zum letzten Male bearbeitet; das Mädchen, das die Früchte von den Bäumen sammelt, gewahren zu ihren Füßen schon die Ueberreste der grauen Vorzeit. Kapitäler, Säulenschäfte kommen an das Tageslicht; man enthüllt eine Wohnung, man entdeckt ein öffentliches Gebäude, ein Denkmal der Größe Roms. Zweige der ihrer Stützen beraubten Weinstöcke und Schlingpflanzen, rollen längs den Ausgrabungen hinab, und überschatten mit ihren Blumen und Blättern den Gipfel eines Gebäudes oder Grabes.

Gewöhnlich ist das sogenannte Quartier der Soldaten, der erste Gegenstand, wohin die geschäftigen Ciceroni den sehlustigen Fremden führen. Es ist ein viereckiges, 23 Toisen langes Gebäude, dessen Inneres mit einem dorischen Säulengang versehen ist.

Die Säulen sind von Ziegelsteinen gemauert, und mit einem geröheten Gipsmörtel beworfen. Gegen oben sind sie cannelirt.

Am Fuß der Säule befindet sich eine kleine steinerne Rinne, für den Abfluß des Wassers bestimmt. In gewissen Entfernungen befanden sich in dem nämlichen Steine eingehauene Löcher, um das Regenwasser darin zu sammeln. Die Alten vernachlässigten nichts, was in diesem heißen Klima dazu dienen konnte, das Regenwasser aufzubewahren.

Rund um diesen Säulengang sind die aus kleinen Zimmern bestehenden Wohnungen, deren Thüren sich unter dem Säulengange selbst befinden. Sie sind sämmtlich viereckig, aber nicht von gleicher Größe. Keine derselben ist besonders groß.

Nach der Ciceroni Versicherung war dieses eine Art von Caserne, in der man, wie sie behaupten, Helme, Brustharnische und eine Kriegs-

trompete mit sechs Mundstücken oder elfenbeinernen Flöten, die sich in einer einzigen enden, gefunden haben soll. In einem der Zimmer hat man sieben oder acht Gerippe gefunden, sämmtlich mit einem Fuß zwischen zwei eisernen Stangen, die an der Mauer befestigt waren. Wahrscheinlich war dieses das Gefängniß. Schauder erregend ist der Gedanke, wenn man sich in die Lage dieser Unglücklichen denkt, wie sie, ohne sich retten zu können, die brennende Lava die Thüre sprengen, und langsam ihren Kerker anfüllen sahen.

Fast dicht bei diesem Gebäude befand sich ein Theater. Man sieht die Mauern, welche bei allen alten Theatern die stehende Scene bildeten. Allein da man, mehrere Jahre hindurch, diesen interessanten Theil des Theaters aufgegraben ließ, ohne den übrigen Theil zu enthüllen, so ist er gegenwärtig ganz verdorben, und vermag ungleich weniger Licht über das, was man die Scene nennt, zu verbreiten, als jenes in Herculanum. Vielleicht daß aber auch die Scene in diesem Theater nie vollendet ward. Auch scheint es wirklich ausgemacht, wenn man den übrigen Theil des jetzt ganz ausgegrabenen Theaters betrachtet, daß man zur Zeit der Eruption sich mit dessen Herstellung beschäftigt habe. Ein Theil der zum Pflastern nöthigen Ziegeln, sind noch unter einem Corridor in Haufen aufgeschichtet, und nur die ersten sind an Ort und Stelle: sie sind von schönem weißen Marmor.

Dieses Theater konnte gegen achtzehnhundert Personen fassen: man glaubt, daß es für die Besatzung bestimmt war.

Rechts von diesem Theater befindet sich ganz nahe dabei ein zweites. Es ist das Odeum. Bekanntlich war in allen Schauspielhäusern der Alten die Eintheilung der Sitzreihen erstlich concentrisch in verschiedenen Caveas und zweitens dem Radius nach in Cuneos: daher die Benennung cavea secunda, cuneus quartus, gradus septimus. Hiernach waren auch die metallenen Theaterbillets der Alten eingerichtet, von denen man noch viele in dem königlichen Museum aufbewahrt. Auf diesen wird der Name des Stücks und des Verfassers angegeben, und zugleich die Nummer des Cuneus, der Cavea und des Gradus bestimmt, wohin sich der Eigenthümer des Billets zu verfügen hatte, damit kein unnöthiges Gedränge entstände.

Die erste dem Orchester zunächst liegende Cavea, hat breite und niedrige Gradus, die keineswegs zum Sitzen geschickt waren, weil die Knie an das Kinn gestoßen hätten; deshalb standen Stühle für die Vornehmen auf denselben. Die zweite enthält die eigentlichen stufenförmigen Sitze, und die dritte Cavea nimmt die Gallerie und Bogen für die stehenden Männer und die Weiber ein. Höhere Börte sondern diese drei Caveas von einander ab.

Das Odeum hat indessen eigentlich nur eine Precinction, die Gallerie oder dritte Cavea ist von der zweiten nur durch eine Mauer geschieden. Die obern Sitzreihen des Odeums laufen nicht im völligen Halbzirkel herum, und die Gradus, so wie die Scene, sind äußerlich von einer Mauer eingeschlossen, so daß dieses Gebäude von aussen ganz viereckig erscheint. Die Haupteingänge sind zu beiden Seiten, wo die Sitzreihen an die Scene stoßen; allein das Odeum hat nur Ein Thor, wogegen das oben erwähnte Theater zu beiden Seiten zwei hat. Ueber diesem Thore waren die vornehmsten Sitze, so daß man im Theater noch des Prätors sella curulis ruhig auf dieser Stelle stehend fand. Die Scene des Odeums ist, ohne alle Verzierung, in geraden Linien erbaut, und unterscheidet sich dadurch sehr von der mit vielen Verzierungen, — als ob es die Vorderseite eines Palastes sey — ausgeschweift erbauten Scene des Theaters. Doch ist das Odeum auch mit feinkörnigem Bildmarmor ausgelegt, wogegen das oben bezeichnete Theater ganz damit beinahe auf das prächtigste überzogen gewesen zu seyn scheint. Das Odeum konnte ungefähr 1580 Menschen fassen.

Vor dem Odeum befindet sich der Tempel der Isis, dessen Beschreibung fast alle Reisende gegeben haben. Er hat im Aeussern funfzehn Toisen Länge bei einer Breite von zehn Toisen; was zum Beweis dienen kann, daß dieses ein kleiner Tempel war. Auch er war, wie der größte Theil der alten Tempel ohne Dach. Nur die Cella oder das Heiligthum war gedeckt, u. vielleicht der um die vier Seiten herumlaufende Säulengang. Es ist dieses eine Art von Kapelle mit einer Vorhalle, zu der man auf marmornen Stufen gelangt. Hier befand sich die Bildsäule der Göttin. Im Hintergrund sieht man einen hohen Altar, in den man durch zwei kleine Seitenthüren kommen kann.

Die Umfassung des Tempels enthält ausserdem noch ein anderes kleines, höchstens fünf bis sechs Fuß hohes, von Steinen erbautes Gebäude. Im Innern befindet sich eine kleine Stiege, die zu einem Souterrain führt; hier fanden wahrscheinlich die Reinigungen und Vorbereitungen zu den Opfern statt. Fast nie unterlassen die Ciceroni die Versicherung, daß sich hier unten sehr gefährliche Dunste entwickeln — doch hat noch kein Fremder ihren Angaben beigepflichtet.

Sowohl die Mauern der Cella, als jene des kleinen, so eben bemerkten Gebäudes, sind theils mit Verzierungen, theils mit Basreliefs von Stucaturarbeit bedeckt, die mit vielem Geschmack und Leichtigkeit gearbeitet sind.

Der Tempel enthält überdieß noch mehrere große und kleine, ausserhalb des Heiligthums stehende Altäre. Sie sind fast alle viereckig. Die nächsten an den Tempel stoßenden Zimmer — nach der Antiquare Meinung, Wohnungen der Priester — enthalten nichts Merkwürdiges,

und gleichen ziemlich den Zellen oder unsern Kaufmannsgewölben, nur daß solche besser gemalt und mit Mosaik gepflastert sind. Auf dem Pflaster sieht man von kleinen, weißmarmornen Würfeln mehrere Namen, wahrscheinlich jene der sie bewohnenden Personen, oder von Wohlthätern für den Tempel und dessen Priester.

Nach den Versicherungen der Ciceroni, und den Wiederholungen fast aller Reisenden, soll man in einem dieser Zimmer das Gerippe eines, einen Fisch essenden Priesters gefunden haben. Er saß bei einem Tische, auf dem theils die zur Wärmung seines Mahles nöthigen Geräthschaften, theils die Gräten des Fisches selbst, sich befanden. Eine Erzählung, die äußerst unwahrscheinlich ist. Wer von Pompeji's unglücklichen Bewohnern Unvorsichtigkeit oder Muth genug hatte, um trotz des auf die Stadt fallenden Aschengusses, in den Wohnungen zu bleiben, fühlte gewiß keine Neigung, sich so zu einem Mahle niederzusetzen, als ob Alles um ihn herum sich in der größten Ruhe und Ordnung befände. Oft muß man uber die Leichtgläubigkeit der Reisenden lächeln, die jede Sage des Cicerone sorgfältig in ihr Reisebuch aufnehmen.

Einer über der Tempelthüre befindlichen Innschrift zu Folge, hatte ein gewisser Popidius auf seine Kosten diesen Tempel wieder erbaut, den ein Erdbeben eingestürzt hatte, und den, rücksichtlich seiner Freigebigkeit, obwohl er älter denn 60 Jahre, die Decuriones in ihren Orden aufnahmen.

In einer kleinen Entfernung von hier befinden sich auf einer Anhöhe, die Ruinen eines kleinen Tempels, dessen Architectur viel reiner, viel mehr griechisch seyn mußte, wenn man sich anders so ausdrücken darf. Leider sind aber davon nur noch die Fußgestelle der Säulen und die Spuren des Umfangs vorhanden. Durch seine Lage auf dem Rücken des Hügels, ward die gänzliche Bedeckung und Erhaltung durch die Lavaasche unmöglich gemacht. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Feldwebel von der Potsdamer Garde.

(Beschluß.)

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen seyn, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegen kam. Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den

Offizier. „Ist Alles parat? Wo sind Wagen und Pferde?“ flüsterte er ihm zu.

„Kreuz-Bataillon, draussen an der Havelbrücke!“ murrte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh, und erwarte mich!“

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal steht aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Morgen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist eine Verwechslung geschehen. Der König selbst bedauert Dich. Es ist ein verdammter Handel. Aber was willst Du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will Dich sehen.“

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldwebel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast Du dem Kommandanten nicht gesagt, daß Du die Unrechte wärest, daß Dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?“ fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Ihro Majestät, hundertmal sagt' ich's!“ antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum hörbarer Stimme: „Aber man hörte mich nicht an.“

„Ew. Majestät hatten mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!“ sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!" donnerte ihn der König an: „Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde solch einen Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr."

Der König gieng mit raschen, großen Schritten nachdenkend durch's Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thust mir leid, armer Teufel!" sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sichs ändern läßt? Ich hab's gut mit Dir gemeint, und Dich nun mit dem kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergieb Dich in Dein Schicksal, und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an Dich legen zu wollen. Unterstehʼ Dich's nicht! Pfui, ein Kerl wie Du, Selbstmörder! Hast Du keine Religion und willst ewig verdammt seyn? Unterstehʼ Dich's nicht, oder ich lasse Dich unter den Galgen begraben, und . . . Höre, ich will's Dir wieder gut machen. Bitte Dir eine Gnade aus. Ich will Dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich Dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was Du willst, und ich gewähre es Dir gern. Was wünschest Du? Was könnte Dich zufrieden stellen?"

Wilmson besann sich nicht lange: „Ew. Majestät, die Freiheit, mein Abschied aus dem Dienst."

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe Dir Vieles gut zu machen. Ich halte Dir Wort. Du bist frei. Geh! Doch morgen begieb Dich zu Deinem Obersten. Vielleicht änderst Du über Nacht den Sinn. Er wird Dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Gehʼ und versöhne Dich mit Deinem Schicksal, das ich Dir wider meinen Willen gegeben habe."

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von dem glücklichen Einfall des Monarchen, entfernten sich. O, um wie viel lieber wären sie obendrein zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaustrat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!" Dann giengen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb aufzusuchen, der ihrer draussen harrte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie selig dahin. Wie finster der bewölkte Himmel

über sie hieng, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hie und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen eine Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig," sagte Clementine, „o, ich bin allzuglücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme ein neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!"

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmson, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagte: „Um Gotteswillen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!" — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmson stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen Dich gab, Du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!"

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!" seufzte Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich erst Odem schöpfen."

Sie sank mit diesen Worten kraftlos nieder. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, so bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschbock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf, und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren." Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. In wildem Galopp giengs davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht zu liegen. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!"

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?"

erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß, und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaare, die er bei'm Suchen und Umhertappen in dem Wagen fand. Der edle bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte schnell her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch' eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern hernieder funkelte! Sein junges, reizendes Weib an der Brust, schien es ihm, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsetzenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche: „Halt! halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitsche pfiff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So gieng es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber seyn. Man ließ die erschöpften Rosse sich im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse schnauben. „Vorwärts!“ schrien die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfiff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!“ schrien schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangst an Wilmsons Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hof an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen gieng's im Trab weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüde an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmsons Augen einen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann und durch die aufgezogenen Kutschenfenster schimmerte. Sie fuhren, der Wagen

halte. Sie hörten draussen einen heftigen Wortwechsel. Der alte Krabb ließ ſich mit ſeiner Donnerſtimme in läſterlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmſon vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fenſter der Kutſche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauſpiels. Da ſtand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein Anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeiſiggrünen Rock.

„Du verdammter Schufft, Du Leute-Entführer, ſollte ich Dir nicht meine Klinge im Leibe umdreh'n?“ ſchrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeiſigs zu bläuen: „Habe ich Dir nicht gerufen, ſtill zu halten?“

„Herr!“ ſchrie Kiek, heulend und mit gefaltenen Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr. Wir ſind nicht mehr auf preußiſchem Gebiete und Boden!“

„Ich wollte, mein Piſtol hätte Dir ſchon auf preußiſchem Boden den Paviansкopf mit Blei gefüttert!“ ſchrie Krabb und fuhr in ſeiner Korporals-Arbeit unverdroſſen fort.

„Halt!“ rief Wilmſon zum Wagen hinaus: „Biſt du raſend, Krabb? Was hat der Menſch Dir gethan?“

„Was? Alle Wetter, entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ ſagte Krabb und ließ ſeinen Arm ruhen, um Odem zu ſammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, ſtand ganz verblüfft, als er Wilmſons Kopf aus dem Wagenſchlag hervorſchauen ſah. „Mein Gott und Herr!“ ſchrie er voller Entſetzen: „Wie kommt Er denn da in den Wagen meiner Herrſchaft?“

Mehr konnte er nicht ſagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm ſchon wieder auf den Rücken. „Ich will Dich Schubjack Mores lehren. Was? Er nennſt Du meinen jungen Herrn?“ ſchrie der Invalide.

Wilmſon ſprang aus dem Wagen und ſtiftete Frieden. Nach vielem Fragen, Hin- und Herreden löſete ſich das Räthſel, aber zu Kieks unausſprechlicher Beſtürzung. Es ergab ſich, Kiek habe, als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn von Stande, der mit ſeinem Liebchen entwiſchen wollte, Hand geboten und in den Reiſewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der auf Wilmſon gewartet hatte, hörte, als Kieks Wagen an ihm vorüberſprengte, Wilmſons Stimme rufen, da dieſer halten laſſen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Waſſer zu haben. Der gute Schnurrbart glaubte, ſein junger Herr ſei arretirt, werde auf eine Feſtung gebracht und wollte das Leben daran ſetzen, ihn zu befreien. So war

er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächtliche Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er nun seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron! was ist nun aus ihnen geworden! Weh mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?“

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.

Aber Herr Kiek konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmson ein reizendes junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmsons Nacken schlug, und bei'm Wenden des Gesichtes Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Märterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er furchtsam und scheu hinter sich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zugieng, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten; bald fluchte und brüllte er, wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seine neue Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksal preisgegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm untern blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

Wilmson, dem nun auch deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße, da sie vom Schlosse gekommen waren, von dem Unbekannten empfangen hatten, und eben desselben Warnung vor Arrestation ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch einen Eilboten einen Brief an seinen Gönner, den Garde-Obersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abentheuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenrathes Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldwebel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren nun gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensees zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

Leuchtende Menschen.

Man findet in den Annalen der Geschichte und Naturgeschichte einzelne Beispiele merkwürdiger Menschen aufgezeichnet, deren Körper vermittelst eines electrischen oder phosphorischen Lichtes im Dunkeln leuchteten. Schon römische Geschichtsschreiber erwähnen z. B. das Leuchten des Servius, Tullius, Ascanius, Lucius, u. a, m. Beispiele physisch leuchtender Menschen bleiben indessen wohl immer eine eben so seltene Erscheinung in der Natur, als solche, welche in der menschlichen Gesellschaft, im moralischen Sinne, reines und ungetrübtes Licht verbreiten; oder, was hiermit eins ist, welche ihre Mitmenschen geistig erleuchten und wahrhaft aufklären.

Ich theile den Lesern dieses Blattes einige Beobachtungen über einen höchst merkwürdigen Menschen von der ersteren Art mit, welchen ich früherhin persönlich genau kannte, und vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die Natur hatte eine solche Fülle elektrischen Stoffes in dessen Körper aufgehäuft, daß sich an ihm die auffallendsten elektrischen Erscheinungen zeigten. Kämmte er sein schwarzes, dunkles Haar, so sprühte es knisternd Funken, welche selbst am hellen Tage sichtbar wurden. Die mit glattem Leder überzogene Matratze, auf welcher er zu schlafen gewohnt war, ward, wenn er sich Abends auf derselben niederlegte, zu einem wahren Electrophor. Jede Reibung seines Körpers brachte leuchtende elektrische Erscheinungen und knisternde Fünkchen hervor, und nicht selten bemerkte man diese Erscheinungen schon beim Kleiderwechsel.

Ob die Fingerspitzen und die übrigen Extremitäten seines Körpers in schwüler Gewitterluft, wie man an manchen Personen beobachtet haben will, elektrische leuchtende Flämmchen zeigten, und ob sich die Haare desselben dann emporrichteten, weiß ich nicht, da ich es nicht selbst beobachtet habe. Kurz, dieser Mann, welcher noch gegenwärtig am Leben ist, war eine lebendige Elektrisirmaschine, und er ist mir nicht nur in dieser Hinsicht, sondern späterhin in ganz anderen, insbesondere psychologischen Beziehungen ungemein merkwürdig geworden.

Er war in einem Alter von ungefähr dreißig Jahren, als ich ihn kannte, von gewöhnlichem, etwas untersetztem und gedrungenem Körperbau und genoß einer ziemlich dauerhaften Gesundheit. Uebrigens besaß er ein ungemein reizbares, cholerisch-melancholisches Temperament.

Seine geistigen Eigenschaften sind eben so ausgezeichnet und für den Psychologen fast eben so merkwürdig, als dem Physiker der hohe Grad dieser freiwilligen Elektricität seines Körpers seyn muß. So besaß er z. B. die Gabe eines glücklichen Gedächtnißes in sehr hohem Maße, was ihn nicht nur bei Beobachtung desjenigen Theils der systemati-

schen Naturgeschichte, welche sein hauptsächlicher Beruf war, trefflich unterstützte, sondern ihn gewissermaßen auch zu einer lebendigen Polyglotte machte. Außer den gelehrten, todten Sprachen, verstand er nicht nur die meisten lebenden europäischen, und sprach mehrere derselben vollkommen richtig und geläufig, sondern er hatte sich auch fast nur gelegentlich und beinahe spielend, mit mehreren orientalischen Sprachen, z. B. mit dem Arabischen und Persischen, ziemlich vertraut gemacht. Als ihn einst ein aus dem Innern Asiens stammender Buchare besuchte, welcher, außer der tatarischen Muttersprache noch die Persische redete, war er schon nach wenig Wochen im Stande, sich in dieser Sprache ziemlich gut mit demselben zu verständigen; ungeachtet er sich früher bloß durch Lektüre einige Kenntniß derselben erworben hatte. Selbst die Reichthümer einiger indischen Dialekte waren ihm nicht ganz unzugänglich und unbekannt geblieben.

In moralischer Hinsicht konnte man ihm durchaus das Lob eines rechtschaffenen, religiösen und sittlich reinen Menschen, welcher keine Entsagung und kein Opfer, das die Pflicht von ihm forderte, scheute, nicht entsagen.

Aus Neigung und Grundsatz war er unverheirathet geblieben. Des unerlaubten Umgangs mit dem andern Geschlechte, konnte ihn wohl die Verläumdung selbst nicht zeihen. Mehrere seiner näheren Bekannten wollten zwar Spuren einer etwas herrschsüchtigen Gemüthsart an ihm beobachtet haben. Doch auch diese sprach sich in diesem edlen Charakter mehr in dem wetteifernden Bestreben aus, andere in Kenntnissen und rühmlicher Thätigkeit zu übertreffen, als durch den kleinsten, edler Seelen unwürdigen Hang, willkührliche Gewalt zu üben und sich einer solchen eigenmächtig und widerrechtlich anzumaßen. Kurz die Schätze seines Geistes und Herzens machten diesen Mann nicht minder merkwürdig, als er es durch die erwähnte physische Eigenschaft seines Körpers werden muß.

Sollte die freiwillige Electricität des Körpers in der Folge näher beachtet und häufigere Beispiele von Menschen aufgefunden werden, bei denen sich dieses Phänomen in hohem Maße zeigt, sollte es sich immer mit ungewöhnlichen Kräften des Geistes gepaart finden, so dürfte diese Beobachtung unstreitig zu interessanten Bemerkungen über die höhere Physik der menschlichen Seele führen, deren weites und räthselhaftes Gebiet für uns noch so manche dunkle und unerforschte Region hat. Es ist wenigstens wahrscheinlich, daß diese electrischen Erscheinungen, in nicht minderem Grade, als die des Lebens-Magnetismus, mit denen sie nahe verwandt sind, mit den geistigen Kräften und Temperaments-Verschiedenheiten dieser Menschen nicht ohne Beziehung sind. Ein un-

streitig höchst interessanter Gegenstand, welcher nur durch Vergleichung mehrerer Beispiele und ähnlicher Fälle, in denen diese Eigenschaft so merklich hervortritt, näher erörtert zu werden vermag.

Tauscher.

Aus Gräter's „Zerstreuten Blättern."

In dieser vor Kurzem herausgekommenen unterhaltenden Schrift werden folgende Hypothesen halb im Scherz, und halb im Ernste aufgestellt: Der menschliche Geist ist in dem Planetensysteme der Sonne zu immer höherer Ausbildung bestimmt. Er geht daher von dem kleinsten Planeten bis zu dem größten, von dem nächsten an der Sonne bis zu dem entferntesten fort, auf welchem sich endlich die kälteste, von allen Einflüssen der Sinnlichkeit reinste Vernunft erzeugt. Das planetarische Leben auf den Planeten Merkur und Venus, unerachtet er davon nichts mehr weiß, höchstens eine Ahnung hat, war schon vorbei, als er auf der Erde als Mensch mit einem neuen Körper erzeugt und geboren war. Wenn er hier stirbt, so ist nach seinem Tode die nächste Station der Mars, hierauf die zersprengten Planeten Juno, Vesta, Pallas und Ceres; nach diesen Jupiter, dann Saturn, dann Uranus. Mit der Geschwindigkeit eines Sonnenstrahls *) ist die Seele bei ihrer Trennung von diesem Körper schon in 4 Minuten und 15 Secunden zu dem nächsten Planeten (dem Mars) empor gehoben. Hier beginnt sie ein neues Leben (nach dem analogen Maximum der Erde berechnet) von 200 Jahren. Nach demselben trennt sie sich abermals, kommt in 10 Minuten 5 Secunden auf die Pallas, lebt auf ihr und den drei übrigen Planetarstücken 500 Jahre; trennt sich wieder, kommt in 20 Minuten 46 Secunden auf den Jupiter, lebt da, (zu Folge derselben Analogie) 1200 Jahre: bedarf dann 56 Minuten 39 Secunden bis zum Saturn, lebt da nicht weniger als 3000 Jahre und vollendet ihre planetarische Bestimmung in unserm Sonnensystem nach einer Auffahrt von einer Stunde, 18 Minuten und 35 Sekunden, zuletzt auf dem Uranus in einem Leben von 8000 Jahren. Das Nähere muß man jedoch in diesen Blättern selbst nachlesen, wiewohl es nur Bruchstück aus einem größern Werke von Gräter ist, zu dessen Ausführung ihn einst Wieland aufgefordert

*) Gräter berechnet, daß bei der ungeheuern Entfernung der Planeten von einander die bloße Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die mit jedem Pulsschlage nur 600 Schritte weit vorwärts kommt, eine viel zu langsame Bewegung seyn würde, indem die Seele allein von hier bis zu dem nächsten Planeten, statt 4 Minuten voller 13 Jahre bedürfte, und ein solches that- und zweckloses Fahren durch die Unermeßlichkeit der Lufträume höchst unwahrscheinlich wäre.

hatte. „Die höchst monotone Vorstellung (heißt es in der Vorrede) von der Ewigkeit in abstracto gewinnt durch diese Hypotheſe ein interessantes Ansehen, und die gezeigte Möglichkeit, wie sich die Seele bei ihrer Trennung von diesem planetarischen Leibe in wenig Minuten in den Himmel, das heißt, zu einem entfernten Sterne erheben kann, giebt doch wenigstens Eine, und vielleicht die erste, bestimmte und klare Aussicht an der Pforte des Todes."

—o—

Da die Dauer der Jahreszeiten in eben dem Maaße länger oder oder kürzer ist, je nachdem der Planet mehr oder weniger Zeit zu seinem Umlauf um die Sonne bedarf, so kann im Merkur, (der zu seinem Umlauf um die Sonne von allen Planeten am wenigsten Zeit bedarf,) der Frühling nicht länger als drei Wochen dauern, in dem Planeten Uranus hingegen muß er 131 Tage und zwölf Stunden, — also beinahe fünftehalb Monat währen. Wenn sich annehmen ließe, daß die körperliche Größe der Planetenbewohner mit dem Durchmesser eines jeden Planeten in dem Verhältniße stände, in welchem unsere Länge zu dem Durchmesser unserer Erde steht, so würde ein Bewohner des Merkurs im Durchschnitt nicht mehr als zwei Fuß und acht Zoll, ein Mondbewohner gar nur funfzehn Zoll, ein Bewohner des Jupiters hingegen nicht weniger als 57 Fuß groß seyn müssen.

Der Rangstreit der Thiere.

Eine Fabel.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen, er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer seyn." „Aber hat er auch Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." „Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster. „Ja wohl!" rief der Igel. „Ich glaube nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzet." „Schweigt ihr," befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen." Der Mensch ward Richter. „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?" „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder we-

niger nützlich seyd.“ „Vortrefflich!“ versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich dann unter den Esel zu stehen kommen? Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch, verlaß die Versammlung!“ Der Mensch entfernte sich. — Nun sprach der höhnische Maulwurf und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bey — „siehst du Pferd, der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.“ „Aber aus bessern Gründen, als ihr!“ sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu. Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit ist, wenn ich es recht überlege, ein nichtswürdiger Streit! Halter mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten: es gilt mir gleich viel. Genug ich kenne mich!“ — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd: kurz alle die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten weg begaben und über die zerrißene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Miscellen.

Einst wurde ich in einer Straße zu ** von einem Bettler um ein Almosen angespochen. Es war ein gutgekleideter Mann und sein ganzes Benehmen, seine höflichen Manieren und seine obwohl sehr abgetragene Uniform erregten den Wunsch in mir näher von seinen Schicksalen unterrichtet zu seyn. Ich gab ihm mein Verlangen zu erkennen. Ich wurde, sagte er, an den Bettelstab gebracht, weil ich drei heilsame Lebensregeln vernachlässigte. Erlauben Sie mir diese Ihnen mitzutheilen, um Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich gab ihm mein Stammbuch und er schrieb Folgendes hinein:

1) Jedesmal wenn Sie eine Summe Geldes sehen, machen Sie einen ehrerbietigen Bückling. Es ist der Regent der Welt, auch wenn Sie's besitzen Ihr bester Freund. Hüten Sie sich, es zu vernachlässigen. Seyn Sie reich und Sie werden geliebt, verehrt und überall fetirt werden. Ihre Fehler werden sich in Tugenden verwandeln und selbst Ihre Laster wird man preisen. Aber sobald man sie in Armuth erblickt, wird Sie auch das größte Verdienst nicht gegen Schimpf und Ungerechtigkeit schützen. Man wird Ihnen unwillige Blicke zuwerfen, und Sie werden überall Unrecht haben.

2) Hüten Sie sich mit der Wahrheit nicht zu vertraut zu werden. Sie ist eine arme Dirne, die sich nicht in die vergoldeten Zimmer der Großen wagen darf, halten Sie sich lieber an die Schmeichelei und Verstellung, diese werden Ihnen überall Zutritt verschaffen.

3) Suchen Sie ihren Freunden Gefälligkeiten zu erzeigen, denn man liebt die Leute nicht lange, von denen man keinen Nutzen ziehen kann, Aber hüten Sie sich im Gegentheil auch Dienste von Ihnen zu verlangen, denn eine solche Insolenz verzeihen sie nie.

———o———

Im Jahre 1729 erschien ein Büchlein, betitelt: „Die offerierte Wahrheit, einem Jeedweeden an das klaare Sunenlicht gestellt, verfasset und herausgegeben von einem ächten Deutschen" — Obgleich das Büchlein alt ist, so enthält es doch lauter Wahrheiten. Ich hebe folgende Stellen heraus: Fürst O . . von U hat ein Befel ergehn lassee, daß allem Volk des seine Mutter mit dem Zuruff H. empfahen, die Hand abgehawen werdee soll. Hat aber nichts genutzet, ob er gleich bey fünfhundert Händen hat abhawen lassen. — Es ist ja schon längst bekant, daß die Wahrheit nit verberge bleibt, drum is zu denen ohne Hände ihrem Maul raus, wis Blut un is nit verborge bliwe. — Die Leuten, die in einem Landt lebee un vom selben Landt brodt essee, un doch for en andres Landt sinn, die sinn die schlechtesten unter allen, wie die Deutsch-Franzosee, Die sinn weder Franzosee noch weniger Deutschee, aber die schlechteeste von beede. — S'war emal en Fürsten, der hat g'sagt, schlechte Dokter wäre in 're Staat, was die Maden wäre im Käss. — Ein Kaufmann aus Z. . hat gesagt: Wer einem groose Herr Geld lehne, der muß sich mit drey art Leutn bekannt machee: Mit einem Rechtsgelahrten, Theologo und Soldaten. Mit dem ersten, daß wenn der Herr nit will zahlen, er ein Urteil wider ihn ufbringe: mit dem andern, daß er ihm dass Gewissen rühre; un mit dem dritten, daß er ihn mit Gewalt zur Zahlung bringe. S . . . . .

———o———

Mit Genehmigung des Kaisers von Rußland hat vor etwa 9 Monaten, der Dr. Sjögren (ein geborner Finnländer) eine wissenschaftliche Reise unternommen, deren Dauer auf 2 Jahre bestimmt ist, und welche zum Zweck hat, die Sprache, die Geschichte, die Sitten und die Denkmäler der Zyrianer, Permier, Votjaken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wogulitschen und Ostjaken (deren Sprachen mit der finnischen große Ähnlichkeit haben) näher kennen zu lernen. Herr Sjögren hat seine Reise bei Olonetz, wo die Carelier wohnen, begonnen, und wird sie über Archangel, Wologda, Viatka, Perm, Orenburg, Saratoff, Astrachan, Pensa, Kasan, Nischnei-Nowogrod und Wladimir fortsetzen. Er wird zuförderst die westlich vom weißen Meere hausenden Lappländer besuchen, über deren Sprache, im Verhältniß zu den schwedischen Lappländern, noch große Dunkelheit herrscht. Auch die Samo-

jeden, über deren Verwandtschaft mit den finnischen und caucasischen Racen nicht mehr gezweifelt werden kann, gehören in den Plan dieser Reise, und es würde sehr lehrreich seyn, wenn Herr Sjögren auch das Uralgebirge passirte.

———o———

Ein englisches Linienschiff von hundert Kanonen ist 163 Fuß lang, 51 Fuß breit, geht $20^1/_2$ tief im Wasser und dauert 30 Jahre. Es gehören zu seiner Erbauung 4000 große Eichen und 200,000 Pfund Eisen. Zu dem größten Segel werden 363, und zu der Gesammtmasse derselben 1404 Ellen Leinewand erfordert. Der große 18 Fuß lange Anker wiegt an 9000 Pfund, sein Tau 600 Fuß lang, 7712 Pfund schwer, hat 12 Zoll im Durchmesser; das sämmtliche, getheerte Tauwerk eines solchen Schiffes wiegt 219,010 Pfund, und das ausgerüstete Schiff mit 850 Mann Besatzung gegen 8 Millionen Pfund. Ein solches kostet der Regierung monatlich, ohne Ausbesserung, 20,400 Thaler, und sein Erbau gegenwärtig fast drei Tonnen Goldes.

———o———

Die Zeitschrift Flora enthält folgende merkwürdige Anzeige des Königl. Baierschen Kreismedicinalraths, Doct. Wiedemann:

„Da bei dem an vielen Orten um sich greifenden Keuchhusten sowohl die empirische als rationelle Heilkunde so wenig prompte Hülfe zu verschaffen im Stande ist, und die armen kleinen Kranken bisher bei jeder Behandlung Wochen und Monate lang von dieser fatalen Krankheit gemartert wurden, so halte ich es für Pflicht, das ärztliche und gesammte Publikum auf ein Mittel aufmerksam zu machen, das diese Kinderqual in kürzester Zeit, auf die sanfteste Weise und fast ohne Kosten zu heben im Stande ist. Es ist dieses die von dem verdienstvollen Doct. Hahnemann vorgeschlagene Tinktur des sogenannten Wurmsaamens (Tinctura Semin. Cynae.), welche in möglichst kleinster Gabe zu Ein Trillionentheil bis ein Millionentheil eines Tropfens einmal gegeben, bei Vermeidung jeder andern Arzeney und aller gewürzhaften, reizenden und fremdartigen Nahrungmittel, den Keuchhusten in so viel Tagen heben wird, als die gewöhnliche Arzneikunst Wochen braucht. Sollte aber dieses Mittel nicht überall anschlagen, so wird unfehlbar eine eben so kleine Gabe eines Tropfens von Sonnenthau (Drosera rotundifol. Lin. auch Borella genannt) das leisten, was ersteres versagen möchte.„

———o———

Wöchentlich kommen in Paris in der Regel 40 Romane heraus, monatlich 160, jährlich nahe an 2000, O ihr armen Leser!! Wie es heißt, hat Sir Walter Scott sich contractmäßig verpflichtet, einen Monat lang Paris zu versorgen.